

Alex Oberholzer

Im Paradies der weißen Häubchen

Vorbemerkung: Für meine Eltern war es furchtbar. Viel zu jung schwanger, überstürzte Heirat, schneller Umzug von der ländlichen Umgebung, wo jeder jede kennt, in die anonyme Großstadt. Und dann kam ich. Eine Laune der Natur, geboren im Sommer 1953 in einem Spital in der Nähe von Zürich. Gesund und schreiend, aber auf der rechten Seite ohne Hand und Fuß, am linken Fuß nur drei Zehen, zwei davon zusammengewachsen. Für meine Eltern ein großes Unglück und irgendwie wohl auch eine Strafe Gottes. Schon bisher hatten sie es nicht einfach. Beide aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen im Toggenburg. Sie aufgeweckt und neugierig mit gutem Sekabschluss, wollte eine Lehre machen in einem Betrieb. Doch sie musste sofort verdienen, also nahm sie eine Stelle an als Hilfskraft in einer Stickerei. Er verlor seinen Vater schon als Kind, beendete kaum die obligatorische Schule, um schnellstmöglich bei den Bauern in der Umgebung als Knecht den Unterhalt für die Familie und die Ausbildung seines jüngeren Bruders zu finanzieren. Weil sie am Wochenende in einer Wirtsstube servierte, lernten sich die beiden kennen, wurden ein Paar. Ungewollt wurde sie schwanger. Um dem Gerede im Dorf zu entfliehen, zogen sie in die Nähe von Zürich und heirateten. Mein Vater nahm eine Stelle an als Kondukteur bei der Sihltalbahn. Dafür brauchte man keine Lehre. Zwar ging alles rasend schnell, aber immerhin hatte man jetzt einen kleinen Lohn, eine kleine Wohnung mit Kinderzimmer und einen geordneten Zivilstand. Mit meiner Geburt kamen sie nicht klar. Zu groß waren die Selbstvorwürfe. Also gaben sie mich zu den Großeltern, den Eltern meiner Mutter. Dort verbrachte ich die ersten Monate meines Lebens. In einem beschaulichen Dorf im Toggenburg. Wieder zurück in der Agglo von Zürich, ich lernte gerade mit einer behelfsmäßigen Prothesenkonstruktion Laufen, ein erneuter Schicksalsschlag. Die Sünden aus dem letzten Leben mussten gigantisch gewesen sein. War ich wirklich ein derartiger Schlingel? Oder badete ich gar etwas für andere aus? Ich erkrankte an Kinderlähmung. Poliomyelitis, oder eben Kinderlähmung, ist eine hoch ansteckende Viruserkrankung, welche bei unter einem Prozent der Infizierten zu lebenslangen

Lähmungen oder zum Tod führen kann. Die letzte sehr große Epidemie mit 1628 Fällen traf die Schweiz 1954, ein Jahr vor der Nachricht, dass ein wirksamer Impfstoff gefunden wurde. Es war also gleichsam die letzte Welle, die im Jahre 1954 über Zürich und Umgebung schwappte. Kurz darauf gab's bekanntlich eine süße Alternative: die Polioimpfung, welche man auf einem Stück Würfelzucker landesweit verabreicht bekam und so der Krankheit Herr wurde. Mich aber erwischte es noch. Eine Erinnerung daran habe ich nicht. Meine Eltern erzählten mir viel später, dass ich plötzlich von hohen Fieberkrämpfen geplagt wurde und am andern Morgen nicht mehr aufstehen konnte. Ich lag mit großen Schmerzen völlig unbeweglich im Bett. Sofort wurde ich ins Kinderspital Zürich verlegt. Dort war schnell klar, Poliomyelitis, Brunhildetyp 3, mit bleibenden Folgen. Wie diese aussehen würden, wusste man damals noch nicht. Viele der erkrankten Kinder erholten sich in den ersten Wochen nach der Ansteckung mit dem Virus wieder vollständig, andere konnten nicht mal mehr selber atmen und mussten an die Lungenmaschine angeschlossen oder von Hand beatmet werden, viele sind daran auch gestorben. Zwischen diesen Extremen war alles möglich. Nach einigen Wochen im Kinderspital Zürich lautete meine Diagnose: linkes Bein total gelähmt, rechtes Bein sowie Bauch-, Rumpf- und Rückenmuskulatur fast vollständig gelähmt. Zusammen mit den angeborenen Missbildungen eine ziemlich einschränkende Behinderung. Ob ich jemals mit diversen Hilfsmitteln wie Orthese, Prothese und Korsett und Krücken würde gehen können, wusste niemand. Wie alle Langzeitpatienten wurde ich in die Außenstation des Kinderspitals Zürich verlegt, ins Kinderspital Affoltern am Albis. Dort blieb ich zwölf Jahre. Ich habe also meine ersten 12 Jahre, also meine ganze Kindheit, in einem Heim verbracht. Nicht Vater und Mutter waren meine Bezugspersonen, sondern Pflegepersonal. Betreuerinnen, Schwestern, Ergo- und Physiotherapeutinnen. Was heute unvorstellbar scheint, war damals üblich. Das Kinderspital war voll mit kleinen Kinderlähmungs-Patienten. Die meisten – auch ich – entfremdeten sich von ihren Eltern. Denen wurde gesagt, es wäre besser für das Kind, wenn sie es nicht besuchen kämen. Wegen den Bazillen, den Viren und dem immer wieder neu entfachten Heimweh. Meine Eltern glaubten der Göttin in Weiß – und besuchten mich nicht. Das

Kispi wurde mein Zuhause. Es war ein Schlösschen mit zwei Türmen, hoch thronend auf dem Mühleberg über Affoltern am Albis. Darin wohnten um die sechzig Kinder, verteilt auf drei Stockwerke. Allen, welche mich dort aufgezogen und betreut haben, den Schwestern, Physiotherapeutinnen, Ergotherapeutinnen und Lehrerinnen ist dieses Buch gewidmet. Selbstverständlich all denen, die mich geliebt, gepflegt, gestreichelt und getröstet haben, aber auch denen die mich beschimpft, geplagt und geschlagen haben. Mit jedem Wort, mit jeder Faser ihres Körpers, mit jedem Zipfel ihres Herzens und jedem Zucken ihrer Seele gaben sie mir etwas mit. Auch wenn sie schwiegen, auch wenn sie nichts taten, alleine durch ihre Präsenz, durch ihre Anwesenheit, durch ihre Persönlichkeit. Sie alle trugen bei zur Substanz, welche die Grundlage bildete für mein damaliges und auch späteres Leben. Das Aufwachsen in einem derart hermetisch abgeschlossenen Raum fernab jeder Realität ist etwas ganz Besonderes. Es hatte zuweilen was Paradiesisches, die Welt endete am Gartenzaun. Immer, wenn ich später Freunden oder Bekannten aus meiner Kindheit erzählte, sagten sie, darüber müsse ich ein Buch schreiben. Lange Zeit wollte ich das nicht, ich fand es zu privat. Nun habe ich es doch getan. Im Kispi blieb ich, bis ich zwölf Jahre alt war. Dann musste ich nach Hause. Absurd, wo doch das Kispi mein Zuhause war. Entsprechend grausam war der Übertritt. Ein gigantischer Schock, die Vertreibung aus dem Paradies. In den ersten Jahren kam mir die Welt draußen vor wie die Hölle. Viele meiner behinderten Kolleginnen und Kollegen von damals haben den Sprung in diese Welt, diesen Gang durch die Hölle nicht geschafft. Wenn mich heute Menschen fragen, warum es ausgerechnet mir gelungen sei, in dieser Welt Tritt zu fassen, dann sag ich jeweils: Der Grund ist das Personal, die Schwestern im Heim, die Lehrerinnen, die Physio- und Ergotherapeutinnen. Ich rede selbstverständlich bewusst nur in der weiblichen Form. Männer gabs in meiner Kindheit keine. Betreuerinnen aber sehr viele. Aus denen konnte ich auswählen. Nicht direkt natürlich, ein Plan regelte meine ganz persönliche Betreuung. Aber es gab doch genügend Abwechslung. Freitage, Ferien oder Stellenwechsel sorgten für regelmäßigen Durchlauf. Zudem gabs auf jedem Stockwerk noch für alle Kinder zuständige Schwesternhilfen. Statt einer Mutter unzählige Frauen, vom Engel bis zur Hexe gabs da alles, von der verstaubten Jumpfer

bis zur geheimnisvollen Domina ebenfalls. In jener Zeit häuften sich unzählige Erlebnisse. Alle sind sie fest in meinem Hirn, ja meinem ganzen Körper, eingebrannt. Unvergessen seit der Kindheit und wohl bis zum Tod. Sie begleiten mein Leben – und bestimmen es mit. Die wichtigsten finden Eingang in diesem Buch. Ich kannte also bei meiner Ankunft daheim weder meine Eltern noch meine beiden jüngeren Geschwister. Es dauerte Jahre, bis ich mich in die Welt außerhalb des Kinderspitals eingelebt hatte. Ein wichtiger Schritt dabei war der Besuch des Gymnasiums. Da merkte ich, dass ich mit Bildung von den körperlichen Defiziten ablenken konnte. Für die Umgebung wurde ich vom behinderten Kind zum intelligenten Jungen. Beides war lächerlich, aber ich war halt in diesem Alter, wo es wichtiger war, was die Menschen um einen herum von einem dachten, als man selbst von sich hielt. Erinnerung ich mich zurück, so tauche ich in ein gigantisches Wechselbad der Gefühle, von Schmerz, Qual und Ungerechtigkeit über Gleichgültigkeit und Langeweile bis hin zu grenzenlosem Glück, Euphorie und Triumph. Alles, was andere Mädchen und Jungs genauso erleben, aufgrund der speziellen Umstände einfach etwas extremer. Heute bin ich 69 Jahre alt, habe nach dem Studium der Mathematik und Literaturwissenschaft kurz als Lehrer, dann fast ein Leben lang als Filmredaktor beim Radio gearbeitet, beim Fernsehen und in der Kommunikation des Bundes. Auch bin ich Vater von vier erwachsenen Kindern, denen ich – und darauf bin ich besonders stolz – jene Wärme und Zärtlichkeit geben konnte, welche ich als Kind so schmerzlich vermisste.

Das Geheimnis der Schwestern

Die Schwestern waren unsere wichtigsten Bezugspersonen. Sie waren unsere Mütter. Wir hatten das große Privileg, nicht nur eine uns zugeteilte Mutter zu haben, sondern eine ganze Auswahl. Da gab es alles, von der Hexe bis zur Prinzessin, von der Göttin bis zur Domina. Wir mussten nur noch wählen. Natürlich bestimmte ein Einsatzplan, wer unsere Schwester war. Aber wir waren ja alle mobil, krochen herum oder saßen in unseren Rollstühlen oder konnten auch schon ein bisschen herum humpeln, jedenfalls wussten wir immer genau, wo unsere Lieblingsschwester waren und gingen dort,

immer wenn die Zeit es zuließ, ein bisschen auf Pirsch. Der Vorteil von so vielen Schwestern ist natürlich, man eignet sich unweigerlich und erzwungenermaßen eine große Menschenkenntnis an. Man wusste bei den Schwestern auf den ersten Blick, woran man bei und mit ihnen war. Es ging schließlich ums emotionale Überleben. Wir erkannten die Schwestern auch alle an ihrem Schritt. Kaum verließen sie den Lift und setzten ihre Füße auf den Flur, da wussten wir auch schon, wer da jetzt herum tippelte, schlurfte, wackelte, tanzte oder schwebte. Es gab immense Unterschiede, im Auftreten, im Aussehen und natürlich im Charakter. Die meisten waren lieb, einige besonders, einige streng und nur ganz wenige unausstehlich. Die waren meist älter und verbittert. Die hatten einen schneidigen Ton drauf und wiesen uns dauernd zurecht, ganz egal, was man machte, man machte es falsch oder durfte es erst gar nicht machen. Am schlimmsten waren die Quälgeister, die, welche körperlich bestrafte oder aus anderen Gründen uns physischen Schmerz zufügten. In dieser Hinsicht am unangenehmsten war Schwester Alice. Sie war eine Hexe. Kein böser Mensch, aber total überfordert. Wir wurden darum auch immer von ihr zurechtgewiesen. Sie hätte wohl am liebsten gehabt, wir wären von morgens bis abends bewegungslos auf unseren Bettchen gesessen und hätten keinen Ton von uns gegeben. Aber wir waren Kinder. Und also immer am Reden, immer am Lachen und Schreien und – sofern möglich – immer in Bewegung. Schwester Alice war sehr alt, das war ein Problem, vor allem einmal wöchentlich. Denn immer am Donnerstag mussten die Schwestern von uns ein Blutbild erstellen. Dazu gab es einen Fingerpikser. Mit einer Nadel wurde ins Fingerbeeri gestupst, dann das Blut abgesaugt und ins Labor geschickt. Weil Schwester Alice so alt war und ihre Hände zitterten, konnte sie keinen Pikser machen, sie zog darum ins Fingerbeeri mit der Nadel einen Schranz. Sie riss einfach die ganze Fingerbeere auf. Es blutete grauenhaft und der Schmerz war unerträglich. Wir versuchten mit allen Tricks, ihr jeweils auszuweichen. Die anderen Schwestern piksten ja auch, bei den meisten war der Piks durchaus erträglich, bei manchen spürte man ihn zuweilen kaum. Aber einige Kinder trafen halt immer auf Schwester Alice. Und alle, denen auch nur einmal auf diese Art das Fingerbeeri aufgerissen wurde, die werden diesen Donnerstag ihren Lebtag nie mehr vergessen. Das Gegenteil war Schwester

Ruth. Unendlich lieb, schlank, transparentes Gesicht, zart wie eine Elfe. Ihr Gang erinnerte an einen Engel. Sie ging nicht, sie schwebte. Manchmal schien sie mir wie von einem anderen Stern. Einmal – ich war wohl etwa zehn Jahre alt – kam sie nach der Ligi in mein Zimmer. Die Ligi, das ist jene Zeit zwischen dem Mittagessen und dem Nachmittagsprogramm. Da mussten wir jeweils einfach drei Stunden aufs Bett liegen. Man nannte das Ausruhen. Ich wusste nie, weshalb und wovon ich mich ausruhen sollte. Ich war also noch auf dem Bettchen. Ohne ein Wort schwebte Schwester Ruth zum Lavabo und betrachtete sich wie selbst vergessen im darüber liegenden Spiegel. Sie bestaunte ihr Gesicht, drehte es leicht von links nach rechts und wieder zurück, betupfte zart ihre linke Augenbraue und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Ich staunte sie an. Sie merkte es nicht. Verträumt stand sie da und hing ihren wohl sehr privaten Gedanken nach. Da fragte ich sie unvermittelt, bitte verraten Sie mir Ihr Geheimnis. Ich wusste selbst nicht genau, was ich damit meinte. Aber sie verstand mich und sagte liebevoll, ohne ihr Gesicht von ihrem Spiegelbild abzuwenden, das Geheimnis ist, ans Gesicht darf nur kaltes Wasser, keine Seife, keine Schminke, keine Hitze, nur kaltes Wasser. Ich wusste genau, was sie meinte. Bis heute kam an mein Gesicht nur kaltes Wasser. Später, als ich im Fernsehen moderierte und immer wieder geschminkt wurde, da hasste ich diese Momente und ging mich jeweils schnurstracks nach den Aufzeichnungen wieder abschminken. Mit kaltem Wasser.

Das Kreuz auf der Stirn

Eine meiner schönsten und zugleich bizarrsten Erinnerungen verbindet mich mit Schwester Marianne. Allein ihr Berner Dialekt, er war so warm und einnehmend. Sie war auch sonst eine äußerst verständnisvolle und geduldige Person. Sie schimpfte nie, und wenn sie einen zurechtwies, dann auf derart liebevolle Art, dass man nur schon ihr zuliebe das Beanstandete nie wieder tun würde. Auch hatte sie eine Besonderheit, die ich bei niemand anderem erlebte. Immer, wenn wir Kinder im Bett waren, sang sie uns ein Lied. Dann verabschiedete sie sich von jedem einzelnen Kind und zeichnete ihm mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirn. Ich war süchtig danach. Im Spital gab es

so gut wie nie Körperkontakt. Abgesehen von diesem qualvollen, wenn man wieder in ein orthopädisches Gerät hineingepresst wurde. Und natürlich die Physio. Aber das ist ein Kapitel für sich. Dieses Kreuz auf der Stirn also war ein kurzer, aber ungemein zärtlicher Körperkontakt. Ich freute mich jeden Tag darauf. Eines Abends aber war irgend etwas ein bisschen anders. Schwester Marianne zeichnete mir wieder ein Kreuz auf die Stirn, da fragte ich sie unvermittelt, ob sie morgen wieder komme. So etwas hatte ich noch nie gefragt, es war ja selbstverständlich. Doch zu meinem Entsetzen sagte sie nach kurzem Zögern, nein, sie komme nicht mehr, heute sei ihr letzter Tag gewesen. Ich fragte sie, warum. Sie antwortete, sie würde ab morgen nicht mehr in diesem Spital arbeiten. Ich spürte, wie meine Welt wankte. Natürlich bohrte ich weiter und fragte sofort, warum denn nicht. Sie sagte, sie würde heiraten. Das Wort kannte ich nicht. Ich fragte sie, was denn das sei. Sie erklärte mir, sie würde mit einem Mann zusammenleben. Ich war geschockt. Das Männerbild, welches wir im Kinderspital Affoltern mitbekamen, war schrecklich. Der eine Mann war der Professor aus Zürich. Wenn er kam, mussten wir Kinder uns im Turnsaal bis auf die Unterhosen nackt ausziehen und vor ihm und den anwesenden Therapeutinnen auf den Boden liegen. Der Chefarzt aus Zürich verordnete dann: Gipsbett, operieren, Nachtschiene, Quengelgips und so weiter. Für uns Kinder war er der Folterer. Der andere Mann war der Hilfsgärtner. Wenn er im Garten am Horizont auftauchte, versteckten sich die Kinder. Wir hatten Angst vor ihm. Und jetzt kommt also meine Lieblingsschwester und sagt, sie würde uns verlassen und mit einem Mann zusammenleben. Die Welt brach endgültig ein. Völlig fassungslos fragte ich sie, ja wie lange denn? Noch hoffte ich. Sie sagte: ein Leben lang. Ich versuchte mir das vorzustellen. Es gelang mir natürlich nicht, und so fragte ich völlig erstaunt zurück: ja und immer mit dem gleichen? Zum ersten Mal gab sie mir einen Kuss auf die Stirn, lächelte mich etwas länger an als üblich und verließ das Zimmer. Ich weinte stundenlang. Schwester Marianne sah ich nie wieder.

Die Hölle

Die Ärztin fuhr einen schwarzen MG. Ich erinnere mich genau. Man setzte mich in den Fond. Das Fenster, welches hinten hinaus zeigte, war zwei geteilt. Durch diese beiden Glasscheiben sah ich das Kinderspital zum vorläufig letzten Mal. Nach zwölf Jahren Kinderspital fuhr mich die Ärztin nach Hause. Ich war noch nicht ganz dreizehn Jahre alt und konnte mit den Krücken zwar nicht allzulange Strecken, aber doch einigermaßen sicher gehen. Man sagte mir am Tag zuvor, morgen könne ich nach Hause. Ich fragte völlig verunsichert, was das sei. Schon einmal hatte ich ja einen Abschied. Da musste ich ins Kinderheim nach Amden. Zum Glück kam ich nach einem Jahr wieder zurück ins Kinderspital. Jetzt hieß es, es gehe nach Hause. Und zwar für immer. Eine fürchterliche Vorstellung. Es war schon einige Male vorgekommen, dass andere Kinder nach Hause gehen mussten. Wir Zurückgebliebenen hatten jedes Mal großes Mitleid mit ihnen. Jetzt also war ich dran. Die Angst vor all dem Neuen, all dem Unbekannten zerriss mich fast. Die Ärztin sagte, sie fahre mich persönlich nach Hause. Was immer das war, ein Zuhause. Jetzt saß ich also auf dem Hintersitz ihres MGs und sah durch die beiden kleinen Glasfenster das Spital langsam entschwinden. Ich hatte keine Ahnung, wo es hinging und was mich dort erwarten würde. Natürlich wusste ich, es geht nach Zürich, nach Hause. Aber beide Worte waren für mich ohne Bedeutung. Mit keinem Wort wurde ich darauf vorbereitet, was jetzt kommen würde. Verzweifelt saß ich auf der Rückbank und fuhr durch eine Landschaft, welche ich nicht wahrnahm. Die Ärztin redete pausenlos auf mich ein. Ich verstand kein Wort. Irgendwann stoppte das Auto. So Alex, wir sind da. Ich läute jetzt, dann kommt deine Mutter herunter. Etwas später wurde die Wagentüre geöffnet. Vor mir standen die Ärztin und eine fremde Frau. Die Ärztin sagte stolz, das sei meine Mutter. Ich sagte Grüezi Schwester Mami. Warum tragen Sie kein Häubchen? Meine Mutter zeigte keine Reaktion. Die Ärztin sagte, das sei keine Schwester, das sei meine Mutter und ich dürfe ihr Du sagen. Ich sagte zu der fremden Frau, ich sage Ihnen nicht Du Mutter, ich sage Ihnen Sie Schwester Mami. Und fragte gleich dazu, warum sie nicht weiß angezogen sei und warum sie kein Häubchen trage. Ich bekam keine Antwort, wurde stattdessen aus dem Wagen gehoben und in den dritten Stock hinaufgetragen. Mir wurde gesagt, hier würde ich ab jetzt wohnen. Die Zimmer waren klein, einen richtigen Korridor gab es

auch nicht. Zudem fehlten die Rollstühle, der Lift und die vielen Schwestern. Ich hörte noch, wie die Ärztin zur Frau sagte, behandeln Sie ihn wie einen ganz normalen Jungen, nur ja keine Extrawürste. Was das heißt, bekam ich bald zu spüren. Als ich ein paar Tage später einmal draußen war und Durst hatte, da klingelte ich an der Wohnungstüre und rief hinauf, ich hätte Durst. Da rief die Frau, also meine Mutter, herunter, ich könne ja hinaufkommen und mir ein Glas Wasser holen. Obwohl ich das auch aus heutiger Sicht noch immer jenseits und quälend finde, muss ich doch leicht verschämt eingestehen, dass ich in zwölf Jahren Kinderspital weniger gut Gehen und Treppensteigen gelernt habe als in wenigen Monaten zu Hause. Im Kinderspital übte ich während Wochen Stundenlang in der Physiotherapie das Treppensteigen. Pro Lektion zu dreißig Minuten schaffte ich vielleicht drei Stufen. Es war die mit Abstand am wenigsten beliebte Übung. Sie kam mir absolut sinnlos vor, denn wenige Meter neben der Treppe gab es einen Lift. Und den konnte man ja immer benutzen. Warum also Treppen steigen. Ganz anders zu Hause. Lifte gab es damals praktisch nirgends. Weder in den Schulhäusern noch in öffentlichen Gebäuden und erst recht nicht zu Hause. Ich hatte gar keine andere Wahl, als mich in die Treppen zu stürzen. Da meine Armmuskulatur von der Kinderlähmung nicht betroffen war, wuchs diese still und unbemerkt vor sich hin. Mein Oberkörper wurde immer männlicher. Irgendwann sah ich aus wie eine Karikatur von Superman. Gigantischer Oberkörper, spindeldürrer Bauch, und darunter hampelten zwei dünne Beinchen. Wofür Jugendliche heute stundenlang im Fitnesscenter ihre Muskeln pumpen, hatte ich meine Treppen. Die Folgen dieser großen Beanspruchung machten sich erst Jahrzehnte später bemerkbar. Die Überbelastung der wenigen noch funktionierenden Muskeln war enorm. Treppensteigen war irgendwann nicht mehr möglich, die Gehdistanzen schrumpften. Der Rollstuhl war unausweichlich. Aber wie gesagt, damals, als ich nach Hause kam, war Treppensteigen das Schlimmste. Mehr als einmal pro Tag runter und wieder rauf war schlicht nicht möglich. Nach diesem Ratschlag, mich wie einen normalen Jungen zu behandeln, verließ uns die Ärztin. Jetzt war ich ganz allein. Die letzte Verbindung zum Kinderspital, zu meiner ganzen bisherigen Welt, zu all meinen Kindergspänli, allen Schwestern, Physios und Ergos, zu allem, was ich in meinem bisherigen Leben

kennengelernt hatte, war abgeschnitten. Man hatte mich in der Küche auf ein Taburettli gesetzt. Ein Taburettli ist eine Sitzgelegenheit, quasi ein Stuhl ohne Rückenlehne. Sowas kannte ich nicht vom Spital. Es war unbequem, und ich wusste nicht, was jetzt auf mich zukommt. Ich war einfach nur traurig und verzweifelt und wieder mal mir selbst überlassen. Meine Mutter setzte sich zu mir an den Küchentisch und erklärte mir, sie sei meine Mutter, sie sei keine Schwester, sie trage darum auch keine Haube und keine weiße Schürze, und ich dürfe ihr wirklich Du sagen. Bisher hatte ich Du nur zu den anderen Kindern im Spital gesagt und zu drei Schwesterhilfen, welche ich besonders gut mochte und die mir deshalb heimlich im Spital das Du angeboten hatten. Das durfte ich aber nur sagen, wenn es niemand anders hörte von den Erwachsenen. Das Du war quasi unser Geheimnis. Und das sagte ich nur zu den ausgewählten Schwesterhilfen, welche mir überaus sympathisch waren. Oder zu Fräulein Große damals in Bad Ragaz. Diese fremde Frau da war mir aber überhaupt nicht sympathisch, ich kannte sie ja gar nicht. Und dann ging in diesem schwierigen Moment zu allem Überfluss auch noch plötzlich die Türe auf. Ein Mann kam herein. Männer kannte ich ja mit wenigen Ausnahmen bisher nicht. Sie kamen nicht vor in meinem Weltbild, und wenn, dann in höchst problematischer Form. Entsprechend heftig erschrak ich ob dem Erscheinen dieses fremden Mannes. Um den Schock abzufedern, warf ich meinen Körper an die Rückenlehne. Doch da war keine. Ich kippte mit voller Wucht mit dem Hinterkopf auf den Steinboden. Sterne flackerten auf. Für einen Moment verlor ich das Bewusstsein. Das war meine Ankunft in der Welt. Als ich wieder aufwachte, stellte mir die fremde Frau den fremden Mann vor. Er sei mein Vater. Er war mittelgroß, hatte ein freundliches Gesicht und eine Glatze. Er trug eine Bähnleruniform, er arbeitete als Zugführer bei der Sihltalbahn. Meine Mutter war eine kleine, zierliche Frau, trug meistens einen Morgenrock und rauchte von morgens bis abends. Etwas, das ich bis jetzt überhaupt nicht kannte. Später stießen meine Geschwister hinzu, meine Schwester, zwei Jahre jünger, und mein sechs Jahre jüngerer Bruder. Es war nicht ihr Fehler, dass ich in den sieben folgenden Jahren, als ich zu Hause lebte, kaum Kontakt zu ihnen fand, weder zu den Eltern noch zu den Geschwistern. Einmal verlorene Zeit findet man nie wieder.